

Religionslehrer während der Studienzeit hierfür nicht entsprechend ausgebildet wurden.

Didaktik und Methodik des Religionsunterrichts geraten bei vielen Religionslehrern vor allem dann in den Mittelpunkt des Interesses, wenn es sich um neue oder auch alternative Formen handelt. Bei der inhaltlichen und methodischen Gestaltung des Religionsunterrichts kommen auch andere Wissenschaften in den Blick: so u. a. die Theorien des Lernens und der Didaktik sowie erziehungswissenschaftliche Überlegungen und Kriterien. Wollen die Religionslehrer im Kontext der Schule als theologische Fachleute und als überzeugende Christen gelten, so bedarf es eines kontinuierlichen, vertieften theologischen und religionspädagogischen Studiums und der Bereitschaft zur Fort- und Weiterbildung, auch z. B. in Grenzfragen von Naturwissenschaft und Glaube. Vor allem aber ist eine lebendige Verbindung mit der Kirche in gläubiger Gemeinschaft notwendig. Gezielte Angebote der Kirche müssen auch hier ausgebaut werden.

Der Pluralismus der Einstellung zu theologischen Fragen sowie zu unterschiedlichen kirchlichen Positionen stellt ein kaum zu unterschätzendes Konfliktpotential auch für die Religionslehrer dar. Mit Wahrheitsanspruch veröffentliche fragwürdige Hypothesen konkurrieren dabei mit legitimen Weiterführungen der Theologie. Das erfordert vom Religionslehrer, Einseitigkeit und Voreiligkeit der Stellungnahme zu vermeiden, aber die Auseinandersetzung nicht zu scheuen; er muß sich bewußt sein, daß er dabei im kirchlichen Auftrag handelt. Unterschiedliche Meinungen führen nicht selten zu tiefgreifenden Verschiedenheiten, zur Bildung von Fraktionen, die nicht vor den Türen des Lehrerzimmers – dem Kollegium – haltmachen. Statt Fraktionen zu bilden, müssen Christen das Gespräch der verschiedenen Gruppen ermöglichen und miteinander führen. In diesem Zusammenhang gewinnt auch das Verhältnis des Religionslehrers zu seiner Pfarrgemeinde und zu der Gemeinde, in der seine Schule liegt, Bedeutung. Erfährt er sie als einen notwendigen Rückhalt, fühlt er sich vom Gemeindepfarrer und den Gläubigen anerkannt und mitgetragen, dann findet er die notwendige Kommunikationsbasis für das theologische Gespräch, das inhaltliche Klärung herbeiführt, Gräben zuschüttet und neue Brücken der Verständigung errichtet. Ebenso sind Gespräche mit Elternvertretungen hilfreich.

Auch die Gemeinde braucht den Religionslehrer. Er unterrichtet oft überwiegend Schüler und Schülerinnen, die in Distanz zur Kirche heranwachsen und von der Gemeinde nicht erreicht wer-

den. Für solche Schüler stellt der Religionsunterricht häufig die einzige Verbindungsmöglichkeit der Kirche zu den Jugendlichen dar. Religionslehrer sind für viele Schülerinnen und Schüler die einzigen, die Kirche repräsentieren. Durch sie erfährt der Jugendliche die Geheimnisse des Glaubens, welche Bedeutung er auch für ihn haben kann, was christlicher Glaube letztlich will. Das verstärkt die Verantwortung der Religionslehrer für ihr persönliches Beispiel; die seelsorgliche Verpflichtung der Gemeindepfarrer für die Schule/die Schüler erübrigt sich damit nicht.

Durch seine Bereitschaft zu außer-unterrichtlichen religiösen Aktivitäten (z. B. Einkehrtage, Feste, Schülergottesdienste, Feiern im Rahmen der Schulseelsorge) trägt der Religionslehrer zur Förderung des Schulklimas bei. Auch durch die Wahl zum Vertrauenslehrer wird er zum Ansprechpartner für persönliche religiöse Fragen und Probleme seiner Kolleginnen/Kollegen wie auch der Jugendlichen.

Die ca. 65 000 Religionslehrerinnen und Religionslehrer – darunter ca. 5000 Priester und Ordensleute – eröffnen durch ihre Unterrichtsbefähigung in einem zweiten oder dritten Fach eine weitere Chance für die Kirche. Die meisten Religionslehrer sind hauptberuflich in der Schule, in einer nichtkirchlichen Einrichtung, tätig. Sie haben ein Studium der Theologie absolviert und verfügen darüber hinaus über Wissen in einem anderen Sachgebiet, wie auch über Erfahrungen in einem nicht-kirchlichen Berufsfeld. Damit steht Gemeinden, Verbänden, Räten und Bildungseinrichtungen ein Potential an Wissen und Erfahrung zur Verfügung, das auch für die Kirche genutzt werden sollte und das dem gesellschaftlichen Verständigungsprozeß dient.

Die Religionslehrer haben – neben den Eltern und Priestern – eine einzigartige Chance, den Jugendlichen den christlichen Glauben zu vermitteln und sie in einem zeitlich begrenzten Abschnitt ihres Lebens religiös, menschlich und geistig-geistlich zu begleiten. Diese verantwortungsvolle Aufgabe verlangt von den Religionslehrern fachliche und menschliche Qualifikationen, Mut, Ausdauer und Überzeugungskraft aus Glaubensfreude und Identität mit der Kirche. Das Zentralkomitee der deutschen Katholiken bringt ihnen für ihren Tag für Tag in der Schule geleisteten Dienst am Evangelium Anerkennung und Dank entgegen und möchte sie ermuntern, in ihrem Engagement für die Verkündigung des Glaubens nicht nachzulassen; sie sind Menschen, die unsere Kirche tragen, die sich unserer Unterstützung sicher sein dürfen.

## Hinter dem Engpaß Österreichs Katholiken an einem Scheideweg

*Die Konflikte in der katholischen Kirche Österreichs, von denen im Oktoberheft 1989 der HK ausführlich die Rede war (S. 456ff.), sind noch nicht ausgestanden. Aber, so die These des Beitrags von Paul Schulmeister, die Wirksamkeit reaktionärer Kleingruppen hat ihren Zenit überschritten, es besteht Aussicht auf einen Abbau unfruchtbarer Frontstellungen. Die österreichische Kirche hat auch Aktivposten aufzuweisen und wird durch die Entwicklung in Osteuropa dazu herausgefordert, sich auf ihre grundlegenden Aufgaben zu besinnen. Paul Schulmeister, früher ORF-Korrespondent in Bonn, leitet die*

*Auslandsredaktion des Österreichischen Fernsehens. Von 1985 bis 1988 war er Präsident der Katholischen Aktion Österreichs.*

„Ich sage nicht, daß der das Gute findet, der es sucht. Aber wer das Schlechte sucht, findet es gewiß. Und es kennzeichnet uns, es brandmarkt uns, daß wir die das Böse Hervorziehenden für klug halten, die das Gute Betonenden für schwach begabt. Und doch fordert es sehr viel mehr Verstand, das Gute zu erkennen als das

Schlechte, verlangt die Darstellung der Vorzüge weit mehr Begabung als die der Fehler – und sehr viel mehr Willen, Ethos, Humanität, menschliche Weisheit, Persönlichkeit.“ (Reinhold Schneider, Winter in Wien, 1958)

Wer am Rande des Grabes steht, kann leicht gelassen reden, mag mancher angesichts der Mahnung des Dichters denken. Wir aber, die wir gewissermaßen gefangen sind in der konkreten Malaise unserer Tage, sind in der Regel zu solcher Gelassenheit nicht imstande. Wir sehen das existierende Schlechte und stoßen uns zwangsläufig daran. So denken gewiß viele Österreicher, engagierte Katholiken zumal, mit Blick auf die innerkirchliche, ja gesamtgesellschaftliche Entwicklung der letzten Jahre.

## Die reaktionäre Offensive hat an Kraft verloren

Das Unbehagen ist groß; es ist amorph und doch mit Händen zu greifen. *Mangelerscheinungen*, wohin man blickt; ein Zusammenschrumpfen der Herzenskräfte und sprachlose Resignation – fast eine Art „Impllosion“ in Österreichs Kirche (und Gesellschaft), könnte man überspitzt formulieren. Problematische Bischofsnennungen; Mißachtung und Kränkung der Ortskirche durch vatikanische Würdenträger; deren offenkundiges Zusammenspiel mit reaktionär-katholischen Kräften im Lande; Denunzierung von Personen (bis hin zu Kardinal König) und Kirchenereignissen wie dem Konzil; ein Ungeist aus Mißtrauen und Machtergreifungstendenzen mittels Personalpolitik und eifernder Disziplinierung – so oder ähnlich lautet zumeist der Befund. Die Analysenliteratur blüht. Doch je besser man weiß (oder zu wissen glaubt), wie schlecht es mit einem steht, desto weniger ist man imstande, Auswege zu finden. Die negative Selbstbeschreibung droht zum *Zirkel*, zur *Falle* zu werden.

Nicht, daß die Kritik an vielen innerkirchlichen Entwicklungen in Österreich aufgeblasen, ja haltlos erschiene – die so oft geäußerte Kritik (vgl. u. a. HK, Oktober 1989, 456 ff.) hat ihre traurigen Gründe, die im einzelnen nicht rekapituliert werden müssen. Doch mitunter erschöpft sich die Kritik in der Geißelung von Entwicklungen – für das Verbinden der Wunden fehlt dann gleichermaßen die Kraft wie für eine etwas gelasseneren Gesamtschau der Dinge.

Zu den österreichischen Spezifika zählt im übrigen eine *hochentwickelte Verdrängungskunst*. Ihre Spannweite ist groß: von der Technik zur Lebensmeisterung bis zur „Art of forgetting“, von der Konfliktverdrängung aus Ich- und Identitätsschwäche bis zur Konfliktverdrängung aus Irenismus. Letzteres meint jene Spielart österreichischer Friedensstiftung, die *Berta von Suttner*s edlen Ruf „Die Waffen nieder!“ kurzschlüssig als Aufforderung interpretiert, auf einen harten Meinungsstreit zugunsten äußerer Friedlichkeit zu verzichten. Doch im Zusammenhang mit den österreichischen Kirchenkonflikten (die ja, durchaus substantiell, auch auf unterschiedlichem Kirchenverständnis, auf Mentalitäts- und Bewußtseinsdifferenzen

beruhen) wären solche Befriedungsversuche nur oberflächlich und damit auf Dauer nicht tragend.

Der Wunsch, die innerkirchlichen Kontroversen zu überwinden, ist bei aller Erbitterung, mit der sie geführt werden, deutlich. Doch wie das geschehen kann: das ist die Frage. Lassen sich manche von Trübsinn lähmen, setzen andere auf die trügerische Harmonisierungskraft eines Irenismus aus der Tradition der „*Clementia Austriaca*“. Verzehren sich die einen im Streit oder in immer neuer Sezierung der Ursachen, suchen Dritte den Ausweg in (oft partikularistischen) Nischen- und Kleingruppenaktivitäten.

So war es bisher. Doch seit dem Herbst kann man *Anzeichen für einen möglichen Umschwung* erkennen. Es ist, als hätte die Offensive restaurativ-reaktionärer Kleingruppen den Zenit ihrer Wirksamkeit schon überschritten. Auf den ersten Blick mag das anders erscheinen. Natürlich werden die innerkirchlichen Disziplinierer mit ihrem Mißtrauen gegen die Freiheit des Christenmenschen nicht von heute auf morgen verschwinden – sie stützen sich ja auf eine *fundamentalistische Grundströmung* und jene sie speisende Angst in unserer Zeit, die weiterbesteht. Doch die Klimax dieser Entwicklung könnte – erstaunlich schnell – bereits überwunden sein.

So hatte der Wiener Weihbischof *Kurt Krenn* seine Pauschalkritik im vergangenen Sommer (an Priesterseminaren und Theologischen Fakultäten, an katholischen Journalisten, denen eine „*missio canonica*“ guttäte, etc.) dermaßen überzogen, daß er sich damit noch stärker isolierte als bisher. Auch ihm verbundene bischöfliche Mitglieder begannen, von Krenns „*problematischer*“ Art (so der Wiener Erzbischof Kardinal *Hans-Hermann Groer*) merklich abzurücken.

## Anzeichen für einen Spannungsabbau

Die Bischofskonferenz im November (vgl. HK, Dezember 1989, 587) verlief dann weit weniger schlecht als erwartet – es kam weder zu den befürchteten Vorstößen gegen den geplanten „*progressiven*“ Sozialhirtenbrief der österreichischen Bischöfe noch zu „*Strafmaßnahmen*“ gegen katholische Publikationen (wie „*Furche*“ und „*Kathpress*“). Die ausgleichende Konferenzführung durch Kardinal Groer wird inzwischen auch von den einseitigen Skeptikern anerkannt. Zur Klimaberuhigung trug ferner die dialogbereite Art des neuen Wiener Nuntius, Erzbischof *Donato Squicciarini*, bei, der sich bisher – im Gegensatz zu den polarisierenden Äußerungen seines verstorbenen Vorgängers *Cecchini* – in der Tugend des unvoreingenommenen Zuhörens übt. Seit Squicciarinis Amtsantritt im September ist Weihbischof Krenn in bemerkenswertes Schweigen verfallen.

Eine besonders wichtige Wegmarke in der herbstlichen Neuentwicklung stellten die aufsehenerregenden Äußerungen des Wiener Alterzbischofs Kardinal *Franz König* in einem Artikel dar, der von mehreren internationalen

Zeitungen publiziert wurde (vgl. HK, Dezember 1989, 586). Schon angesichts des innerkirchlichen Durcheinanders war Kardinal Königs stille Autorität in den Jahren seines Ruhestandes noch weiter gewachsen. So stießen Königs klärende Worte zur „Krise in der Kirche“ wenige Tage vor der Bischofskonferenz von Anfang November auf große Aufmerksamkeit.

Weder beschönigte der Kardinal die negativen noch verschwieg er die positiven Entwicklungen seit dem Konzil. Entschieden wandte er sich gegen die „Unglückspropheten“, die das Zweite Vatikanum als „Einbruchsstelle eines evangeliumsfremden Weltgeistes in der Kirche ... denunzieren“. Man dürfe die Moderne mit ihren Werten nicht nur negativ unter abstrakten Stichworten wie Subjektivismus oder Autonomismus sehen. Hätte die „traditionelle“ Kirche, so fragte König, „dem Säurebad der Säkularisierung und des praktischen Materialismus besser standgehalten als die im Konzil erneuerte Kirche? Oder hätten sich die Kirchen und die Seminare dann nicht noch viel rascher geleert?“ Der „große Entschluß“ Johannes' XXIII., die Fenster und Türen der Kirche weit aufzumachen und der „Übergang zum Dialog als Mittel der Verkündigung des Evangeliums“ könne sich nicht in Wortlauten erschöpfen, sondern müsse als lebendige dynamische Entwicklung begriffen werden.

Daß etwas so Selbstverständliches wie Treue zum Papst heute zu einem Kampfwort geworden sei, sei beschämend. „Die Vergiftung der Atmosphäre rührt nicht zuletzt von solchen Ausgrenzungsversuchen unerleuchteter Eiferer her, die gern als die ‚besseren Katholiken‘ erscheinen wollen“, schrieb der Kardinal. Angstvollem Mißtrauen und innerkirchlichen Machtstrategien setzte König als die gerade heute notwendigen Eigenschaften Hoffnung und christliche Freiheit entgegen. Nur in dieser Glaubwürdigkeit könne die Kirche die Krise bestehen. Dagegen hätten „Verdächtigungen, leichtfertiges Absprechen des rechten Glaubens, Disziplinierung anstelle des geduldigen Ringens um Übereinstimmung“ keinen Platz in der Gemeinschaft der Kirche.

## Falsche Angst vor Identitätsverlust

Diese eindringlichen Worte des 84jährigen verfehlten nicht ihre Wirkung. Sie wurden weithin als befreiend empfunden. Die „unerleuchteten Eiferer“ schwiegen. Das Projekt des gesamtösterreichischen Sozialhirtenbriefs, dessen Grundtext von konservativer Seite heftig befehdet worden war, geht nach der Sammlung von 2300 Stellungnahmen (!) aus dem kirchlichen Raum mit unerwartet frischem Schwung in die entscheidende Phase der Formulierung durch die Bischöfe selbst. Das „Wiener Diözesanforum“ – von Kardinal Groer als breite Versammlung zur offenen Erörterung aller aktuellen und kritischen Fragen einberufen – hatte einen erstaunlich guten Start im September. Bei der konstituierenden Sitzung des Forums wurde sehr offen und kritisch über die Probleme der Kirche in der Gegenwart gesprochen. Man verlangte etwa eine Pastoral für die aus der Kirche Ausgetretenen, sprach

sich für eine offene Auseinandersetzung in der Kirche und für eine Aufwertung der Laien aus (vgl. HK, November 1989, 490). Für die weiteren Stufen dieses mehrjährigen Gesprächsprozesses sind ein fühlbarer Spannungsabbau und die Einübung in einen fruchtbaren Dialog zu erwarten. Auch ein Symposium „Kirche und 100 Jahre Sozialdemokratie“ (im Oktober in Enns) unter Teilnahme einiger Bischöfe und prominenter SPÖ-Politiker strafte jene Lügen, die der katholischen Kirche in Österreich keinerlei Courage und Offenheit mehr zutrauen wollten.

Natürlich ist damit die Krisenentwicklung noch keineswegs abgeschlossen. Nur von einem „möglichen Umschwung“ ist hier die Rede. Im übrigen wäre es falsch, die Vorgänge in Österreich isoliert zu betrachten. Weder kann man sie von weltkirchlichen Vorgängen trennen noch von der gesellschaftlichen Entwicklung in Österreich. Im Hinblick auf letztere begünstigte der Konflikt in dem einen Bereich geradezu die Konfliktbereitschaft in anderen – ein psychologischer Rückkopplungseffekt, an dem eine Unzahl von Korruptionsfällen im öffentlichen Leben ebenso beteiligt war wie der langwährende Eindruck mangelnder Selbstreinigungskraft der Parteien sowie das Brüchigwerden des moralischen und sozialen Grundkonsenses in Österreich.

Das alles hatte in den vergangenen Jahren zur Folge, daß das verbreitete Gefühl einer gesellschaftlichen Malaise, eines moralischen Vakuums und eines tiefen Vertrauensverlustes in die politische Führung einem ähnlichen Gefühl innerhalb der Kirche entsprach. Eine ratlose Öffentlichkeit hoffte auf Orientierung auch von der Kirche und sah sich nicht selten enttäuscht. Den *Versteinierungsprozessen auf politischem Gebiet* schienen *Erstarrungstendenzen in der Kirche* zu korrespondieren. Die Kommunikationsstörung war und ist tief. Die vielfältige Sehnsucht gerade junger Menschen nach „Wahrheit und Leben“, d. h. nach Glaubwürdigkeit und Befreiung aus dem Immobilismus toter Traditionen und leerer Buchstaben, wurde und wird nicht genügend erkannt.

Gerade dies erscheint als einer der größten Fehler: den Säkularisierungsprozeß *ausschließlich negativ* zu begreifen und sich damit die Augen für die „Zeichen der Zeit“ zu verschließen. Eine Haltung furchtsamer Selbstbekümmertheit hat heute viele Katholikengemüter wie Rostfraß erfaßt. Allzu viele vermögen den gewaltigen Geistes- und Strukturwandel nach dem Konzil nur als Verlust ihrer bisherigen Identität wahrzunehmen. Angst zeugt aber weitere Angst und fördert das irrierte Bild einer von Feinden umgebenen „Kirche im Belagerungszustand“. Territus terreo – Selbst erschreckt, schrecke ich ab: dieser Mechanismus hatte zuletzt in Österreichs Kirche eine viel zu große Bedeutung erlangt. Und hat nicht, auf der anderen Seite, die vielfach zu beobachtende Fixierung auf Negativa der Kirchenentwicklung *auch* eine illusionäre Angst produziert (jedenfalls der resignativen Stimmung neue Nahrung gegeben)?

Das Bild einer Kirche, die auf die Not der Zeit nur mit dem strafenden Zeigefinger zu reagieren verstehe, war

und ist einseitig. Denn zur gleichen Zeit gab und gibt es in Österreich ein intensives Gemeindeleben, ein breites Laien-Engagement wie kaum je zuvor, eine hohe Spiritualität (besonders in den Aufbruchsbewegungen) und ein sehr vielfältiges karitatives Wirken. Die erstaunliche Renaissance der Wallfahrten in Österreich findet dabei im düsteren Bild der Schwarzseher ebensowenig Platz wie die wachsende Zahl der Theologiestudenten oder die selbstbewußte Aktivität katholischer Frauen. Auch diese Seite gehört zum Bild der Kirche in Österreich.

## Der Sturmwind aus Osteuropa könnte helfen

Die Ambivalenz der Gesamterscheinung ist freilich unübersehbar. Österreichs Katholiken stehen an einem Scheideweg. Die ärgste Phase der Kirchenkrise scheint fürs erste vorüber zu sein. Doch die Wucht des Säkularisierungsprozesses ist noch längst nicht gebrochen, auch wenn ihn das Ende des Fortschrittsglaubens einer zentralen Quelle beraubt hat. In der Transformation von der Volkskirche von einst zum Bekenntnis- (oder Auswahl-) christentum steht die Massenkrise des traditionell-kirchlich verfaßten Glaubens auch in Österreich erst bevor. Kosmetik hilft da nicht mehr, eine *tieferer Rückbesinnung* tut not.

Sie ist auch schon längst im Gange – doch immer noch unzureichend. Es mangelt ja heute weniger an Eintracht (oder Gehorsam) als an *erfahrbarer Freiheitsdynamik* inmitten der Kirche, weniger an aktiven Laien (insbesondere Frauen) als an ihrer noch viel deutlicher sichtbaren Mitverantwortung, weniger an Glaubenswissen als an Glaubwürdigkeit, die letztlich allein die Aufnahmebereitschaft für ersteres schafft. Glaubwürdigkeit bezieht sich dabei keineswegs allein auf den einzelnen – Strukturen und Verhaltensweisen innerhalb der kirchlichen Institution sind mindestens ebenso wichtig. Im übrigen behindert auch die Schwerfälligkeit der kirchlichen Apparate die adäquate Wahrnehmung der beschleunigten Veränderungsprozesse in der Gesellschaft.

Gerade in diesem Zusammenhang erfolgt aber heute der vielleicht wichtigste Einfluß auf die Kirche in Österreich und weit darüber hinaus. Die Befreiungsvorgänge in Osteuropa sind ja nicht nur in politischer Hinsicht atemberaubend. Sie sind nicht nur eine Sternstunde für eine friedliche Neuordnung Europas. Sie sind auch eine Sternstunde für die *Neuentdeckung des Menschen*, dessen Verlangen nach Wahrheit und Freiheit auch durch jahrzehntelange Unterdrückung nicht ausgelöscht werden konnte. Wie sollte dieser friedlich-revolutionäre Aufbruch im Osten (sollte er nicht von außen oder durch die übermächtige Versuchung des Konsumismus zum Scheitern gebracht werden) keinen Einfluß auf den Westen gewinnen?

Das undenkbar Gewesene ist denkbar geworden. Der Zusammenbruch von Lüge und Zwangssystemen im Osten und der Sieg von Menschenwürde und Selbstbestimmung

sind mehr als nur Verdienst und Glück der Betroffenen. Sie sind auch ein verpflichtendes Geschenk an den Westen. Verpflichtend, insofern man die Chance zur Selbstveränderung begreift und ergreift. Könnte der Sturmwind aus Osteuropa nicht helfen, Ängstlichkeit und Altersmüdigkeit im westeuropäischen Christentum zu verscheuchen?

Schon der *Aufbruch in Ungarn* hatte in den vergangenen Monaten eine beachtliche Solidarität österreichischer Katholiken mit der hilfsbedürftigen Nachbar-Kirche bewirkt. Das Ende der Spaltung Europas und die Wiederherstellung alter Beziehungsgeflechte eröffnen für Österreichs Kirche neben anderem die Chance, sich mitreißen und fortreißen zu lassen von Selbstzweifeln und selbstgenügsamer Nabelschau. Herausgefordert ist auch die Kirchenleitung, die Gunst der einmaligen Stunde zu nutzen. Warum nicht, zum Beispiel, einen gesamteuropäischen „Christentag“? Nicht als Anlaß zu billigem Triumphalismus, sondern als Ort grenzenüberwindender, zeichenhafter Begegnung. In der Perestrojka, die die Revolutionen in Osteuropa ermöglichte, könnte man auch die Möglichkeit der biblischen „Metanoia“ erkennen.

## Die Zuschauerrolle ist nicht mehr möglich

Wie entziffert der Mensch von heute das zu Ende gehende Katastrophen-Jahrhundert, geprägt wie nie zuvor vom Verhängnis von Macht und Übermacht? Lautet die Antwort nur „Noch mehr Fortschritt und Demokratie, noch mehr Wachstum und Wohlstand“? Wäre das die ganze Katharsis? Die Gefahr neuer Ideologisierung ist auch nach dem Zusammenbruch der großen Ideologien dieses Jahrhunderts gegeben.

Gott ruft: „Adam, wo bist du?“ Doch Adam versteckt sich, um nicht Rechenschaft über sein Leben ablegen zu müssen. Jeder Mensch – so Martin Buber – ist in der Situation Adams und versteckt und verstrickt sich immer tiefer in seine Verkehrtheit. Doch Adam hatte sich der Frage Gottes gestellt und bekannt: „Hier bin ich, ich habe mich versteckt“ – und damit beginnt nach Buber der Weg des Menschen. Doch entscheidend sei diese Selbstbesinnung nur, wenn sie auf den Weg führt, nicht zu einer unfruchtbaren Selbstquälerei, oder zum Festhalten am Hochmut der Verkehrtheit.

An diesem Punkt stehen auch wir. Es ist ein Scheideweg – für Europa und für den christlichen Glauben. Dramatisch erleben wir als Folge der Befreiungsbewegung das Sichtbarwerden auch eines geistigen Vakuums im einstigen „Ostblock“. Die Rolle des Zuschauers ist nicht mehr möglich. Auch in Österreich sind die Christen aufgerufen, in diesem geschichtlichen Augenblick die Frohbotschaft so zur Sprache zu bringen, daß die verhängnisvolle Kluft zwischen Glauben und Leben verschwindet.

Dann wären, allem Katastrophismus zum Trotz, die Chancen nicht schlecht, den Engpaß der Kirche zu überwinden.

Paul Schulmeister